

(Nachdruck verboten.)

36]

## Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Die Majorin ist nicht unsere Freundin, aber in diesem Augenblick thut sie uns doch ein wenig leid. Sie steht einsam auf der Welt und hat nie von irgend einer Seite her auf dergleichen Glücksfälle zu rechnen. Gar so alt und zantippenmäßig sah sie nicht immer aus, sie war einmal eine ganz niedliche Frau mit einem Mädchen, das dann starb und sie traurig zurückließ.

Die Geheimrätthin läuft zum Schrank und nimmt Umhang und Hut. Klaus sagt: „Apropos, Mama, wenn Du Geld nöthig hast, bitte, bediene Dich. Und apropos, meine Frau bittet Dich, morgen bei uns zu speisen, und die kleine Wohnung über uns sei von Michaelis an frei und stehe Dir dann zur Verfügung. Denn hier, das ist doch schließlich ein schmieriges Loch.“

Die Geheimrätthin nimmt einige Goldstücke aus Klaus' Portemonnaie, meint beständig vor Aufregung und setzt den Hut vor dem Spiegel beinahe verkehrt auf. Sie vergißt in Eile und Verwirrung der Majorin adieu zu sagen, nimmt Klaus' ritterlich dargebotenen Arm und steigt unten in eine Droschke erster Klasse, die mit einem schnittigen Klappen bespaunt davonschneit.

Die Majorin bleibt allein mit der Schokolade, dem Kuchen und dem Operngucker in dem schmierigen Loch. Auch das wird sie nun bald zu räumen haben und wird wieder allein wohnen in dem dunkeln Hinterstübchen, das dreimal schrecklicher ist als das „Loch“. Was soll sie da mit dem Opernglas anfangen? Und was anfangen ohne die mühsam gebändigte und gerade jetzt so gut erzogene Geheimrätthin? Aus ist's mit Klatsch, aus mit Gebratenem, aus mit dieser ganzen hübschen Zeit, von der sie gedacht hatte, die werde bis ans Lebensende so fortbauern. Es wird Abend und sie sitzt immer noch vor ihrer kalten Schokolade und schaut in eine trübe einsame Zukunft.

### XXVI.

Und nun zum letzten Mal in Deine kleine enge Wohnung, liebe Klara, wo Du das schwerste Jahr Deines Lebens hast langsam vorüberziehen sehen, wo Du Dich oft verlassen dünkst wie nie und wo Du ohne diese wackere Frau Ohnesorge sehr unglücklich hättest werden müssen. Laß mich lächeln, wenn ich jetzt in das Stübchen hineinschaue. Unter den Delbrudbildern an der etwas verwitterten Tapete steht die schönste Wiege Berlins, ganz so prächtig, wie Du sie einmal geträumt hättest: alles mit Seidenbändern durchwunden und darin das zirpende Baby in den wunderbarsten Spitzen. Dir selbst hat Frau Ohnesorge ein schneeweißes Fädchen angezogen, das vorgestern die Nachbarinnen unten im Hausflur begeisterte, denn alle diese neuen Herrlichkeiten muß Frau Ohnesorge prahlend im Hause umherzeigen. Richard hat Dir um den Hals eine goldene Kette gelegt, die so zart ist, daß man sie kaum empfindet, und neben Deinem Bette steht ein Fliederbäumchen, das der Gärtner — weiß Gott weshalb? — so mit Seidenpapier und Schleifen ausgeputzt hat, als wenn Fliederbäume Maskerade spielen sollten. Das hat die Taute gesendet, Deines künftigen Schwagers treue Pflegemutter. Schwägerin Annchen brachte eine Torte und Fleischextrakt, der früher Sinn gehabt hätte, der aber heute in der Zeit der echten Rindfleischsuppen unbeachtet bleibt. Herr Albert Schweder legt ein Vermögen für Dich an in Rosenbouquets, und kann er je einmal nicht kommen, so sendet er fröhliche Depeschen, die sich als kleine Gedichte herausstellen: „An die junge Mutter“, „An das Baby“ und so weiter. Lieutenant a. D. Klaus hat Visite gemacht und hat Deinem Richard so freundlich die Hand gedrückt, daß Deine Augen, einfühlige Klara, feucht wurden vor Rührung über solche Hochherzigkeit. Herr Baum vom „Genna“ schickte Biccolo Max mit herzlichen Empfehlungen und einem silbernen Becher für das Kleine, der Kandidat Schäfer ist nie mehr betrunken und kommt nachts saust in sein Zimmer wie ein Kater, und was den unwirschigen Doktor angeht, der in der verhängnisvollen Nacht zu spät kam, so entwickelt derselbe Dir gegenüber eine

Pflichttreue, die an ihm beispiellos ist. Er kommt früh und abends und erklärt, Richardchen sei das gesündeste und niedrigste Kind seiner Praxis, Du aber ein Musterbeispiel an Engelsgebild, und keine Dame benehme sich unter gleichen Umständen so tadellos ruhig und vernünftig und verspreche mithin so bald zu gesunden.

Und dann gar Richard! Man muß ja glücklich und fröhlich werden, wenn man ihn nur ansieht! Er hat den ganzen lieben Tag nichts zu thun, aber er hat große Pläne. Soll er etwa auf der Bärenhaut liegen?

„Nein, mein süßes Märchen, jetzt werden wir zeigen, daß uns das Glück nicht zum Müßiggänger macht.“

Für vierhundertfünfzig Mille ist das „Genna“ zu kaufen, für eintaufenddreihundertsiebzig Mille der „Hof von Preußen“. Man wagt es nicht anzudeuten, daß der „Hof von Preußen“ je einmal von der Portierkloge bis zum krönenden Adler auf dem Dach einem Manne gehören könnte, der Richard Kreiser heißt! Aber viermal heute waren des „Hofes“ Abgesandte bereits anwesend, und wenn Papa Kreiser in Plögen-see zustimmt, wird der „Hof“ mit seinen vierhundert Betten, zahllosen Hausmädchen, Kellnern, Hausknechten, sechs Equipagen, zwölf Pferden und Zuhör wahrscheinlich Herrn Richard als Chef und Eigenthümer erhalten.

Er kommt nie nach Hause ohne Paket, oft mit einem Dienstmann im Gefolge. Der kleine Richard mit seinen zwölf Lebensjahren hat bereits ein Schaukelpferd erhalten und von Onkel Albert eine Trompete, auf der man richtige Stücke blasen kann. In der Küche steht ein junges Mädchen, das Kotelets röstet und Täubchen bratet, und eine eigens engagirte Frau fungirt als Krankenpflegerin, wird aber hoffentlich nächster Tage überflüssig.

Was Frau Ohnesorge betrifft, so hat sie gestern annoncirt, daß die Einrichtung von vier Zimmern, passend für Vermietherinnen, billig zu verkaufen sei. Sie hat Herrn Schäfer und den drei anderen Studenten gekündigt und wird in Klara's Haushalt als robuste Leiterin fungiren. Ihr Magen ist durch die Torten und Bederbissen dieser Tage für Wochen hinaus ruiniert, sie schont ihn indessen immer noch nicht.

Wer aber beschreibt die rührende Scene, als nun die Thür aufging und die Geheimrätthin ihre gute Herzensklara in die Arme schloß!

Vor der Wiege des Enkelchens überkam die wackere Dame die erste aufrichtig warme Empfindung, und als dann Richard eintrat — wenn irgend möglich noch kostbarer gekleidet als sonst — und ihr die Hand gab und sie umarmen durfte, nein mußte, da war denn des Glückes Höhepunkt beinahe erklimmen. Auch dieser Richard war im Grunde genommen ein Einfaltspinsel — wenigstens insofern man das Recht hat, allzu gutmüthige und verjöhuliche Leute so zu nennen — und wenn Du, lieber Leser, oder ich an seiner Stelle gewesen wären, hätten wir vielleicht der Geheimrätthin keinen Portwein eingeschänkt und keine Torten gereicht.

Schließlich war; aber die Schwiegermama doch auch der Schlüssel zum Paradiese der vornehmen Verwandtschaft, die den fünf Millionen vielleicht ein freundliches Entgegenkommen zeigen würde.

Nach einiger Zeit versuchte man der „Mama“ deutlich zu machen, daß Klara dringend der Ruhe bedürfe und noch geschont werden müsse, allzulange Besuche also nicht verträge, aber schon waren der Geheimrätthin schwach gemordene Kräfte neu im Wachsen begriffen, und sie erklärte kategorisch, von ihrer Tochter nicht fort zu gehen. War hier etwa nicht ihr Platz? Der Mutter Platz?

Höchst mißfällig äußerte sie sich über die Ohnesorge, die ihr als „Schleicherin“ vorkomme. Klara erwiderte schüchtern, daß sie dieser Frau zu großem Danke verpflichtet sei, und Richard bestätigte das.

„Wenn mein Rath maßgebend sein soll,“ entgegnete darauf die Geheimrätthin, „so belohne, lieber Richard, diese Frau in entsprechender Weise und schneide damit alle weiteren Forderungen ab. Dergleichen Leute sind nachher wie Kletten, und ich wette, diese Person beabsichtigt mit Euch zu gehen.“

Richard und Klara waren über diesen Scharfblick der Mama erstarrt und bestätigten etwas ängstlich, daß Frau Ohnesorge den neuen Haushalt leiten solle.

„Ja, das dachte ich mir“, sagte die Geheimrätin, „und wenn ich es nicht gedacht hätte, würde ich es sehr bald bemerkt haben. Euren Haushalt, mein Herzgenärrchen, wird Mama führen. Wir werden, falls Dein guter Mann einverstanden ist, ein Haus machen: Wälle, Diners zc. Nun wollen wir über diese Frau nicht mehr sprechen, denn das würde Dich nur aufregen, Herzchen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Die Karrikaturen-Zeichner haben sicherlich für die Volksthümlichkeit des Herrn v. Miquel manches gethan. Unzweifelhaft ist Miquel gegenwärtig der meistgenannte Minister: der Mann, an dessen Gestalt sich ganz bestimmte Vorstellungen knüpfen. (Diese Vorstellungen müssen ja nicht gerade lust-erweckend sein.)

Miquel's äußere Erscheinung ist allerdings für den Zeichner dankbar. Die Ohrenschalen treten charakteristisch hervor, als horchten sie sorgsam auf alles, was draußen vorgeht; schlau blickt und blinzelt das Auge, und um die Mundpartie spielt gar ein Lächeln, das in feiner Weise eine Art von Ueberlegenheit ausdrückt. Es ist nicht die Ueberlegenheit des weisen, es ist die Ueberlegenheit des klugen Alten, des Geschäftskundigen, der zu sagen scheint: Ich bin kein junger Hase, so leicht bin ich nicht zu haschen.

Das ist der Mann, der so heidenmüthig viel Geld in den Staatsfäden zu locken verstand; das ist der Mann an der Spitze, der Mann der Steuern, von dem unsere Kompletzfänger so Wehmüthiges zu singen verstehen.

Siebzig Jahre wird nun Miquel alt. Das ist ein Lebensalter, das manchen Menschen rauh und unwirsch macht. Die Jahre haben bei Miquel anders gewirkt. Ihn haben sie geglättet. Er wurde geschmeidiger und immer geschmeidiger; und er gleicht den Ringkämpfern vergangener Tage, die ihre nackten Leiber tüchtig mit Del einfarbten, ehe sie in den Kampf gingen.

Nach der Entwicklung, die Herr v. Miquel genommen, kann man sich heute kaum eine Anschauung davon machen, ob derselbe Mann wirklich vor einem halben Jahrhundert revolutionäre Feuer spielen ließ. Daß in einem halben Jahrhundert in vieler Menschen Leben innere Umwälzungen vor sich gehen, ist begreiflich. Es ist vorgekommen, daß aus gierig vorwärts stürmenden Geistern ebenso heiß-begehrliche Reaktionäre geworden sind. Aber darin lag eine große psychologische Folgerichtigkeit. Ungeduld, Enttäuschung, Mithmuth bringen temperamentvolle Leute dahin, daß sie die Ideale zertrümmern, zu denen sie zuerst emporgeschaut hatten. Wohin hat sich oder die aufbrausende Schwärmerie Miquel's verflüchtigt? Wohin ist die schöne Unvorsichtigkeit geflohen, die dem jugendlichen Miquel eigen war, als er, wie ein Schwarmgeist aus den Bauernkriegen, unsere Landleute revolutioniren wollte? Kann eine behend anschießsame Seele, wie die Miquel's, unter gewissen Zeitbedingungen und in der Jugendblüthe so sehr von dem Feuergeist, der durch die Lande geht, ergriffen werden, daß man meint: ihr Athem glühe in eurer Gluth? Bei Herrn v. Miquel scheint es beinahe so, und er, der einst so ungeberdig an Karl Marx schrieb, hat alle Ungeberdigkeit zum Schluß so weit von sich gewiesen, daß selbst die Bauernbündler, als sie im Jirkus-Buch zum ersten Male austraten und ihr trugigstes Spiel spielten, gegen Herrn v. Miquel wenigstens nicht aufbegehrten. Dem lächelnden Minister lächelten sie insgeheim zu. Dem Schmiegamen gegenüber wurden auch sie schmiegam, so sehr sie auch sonst bemüht waren, in schweren Wasserfesseln aufzutreten und damit tüchtig und laut auf dem Erdboden herumzullappern.

Gegen die komplizirte Miquel'sche Natur ist der Ministertypus v. d. Rede's einfach zu fassen. Der Minister hat sich über die Presse sehr erbost. Fast müßte man meinen, sie hat diese Ehre nicht verdient. Wer ihr so viel Macht zutraut, wie der Jörn des Herrn v. d. Rede, der muß ihr auch mehr freie Selbstständigkeit zutrauen, als sie in Wirklichkeit besitzt. Und wie gemäßigt, um nicht zu sagen gebändig, muß sich diese Presse angedrückt haben, wenn sie frei von Verfolgungen geblieben ist. Im Fall Fischer wurde nicht einmal der verantwortliche Redakteur der „Staatsbürger-Zeitung“ vor Gericht geladen, sondern Herr Fischer selber. Die Presse hat wirklich überraschende Erfahrungs genug gemacht; und wer die Verhältnisse in unseren Zeitungen kennt, der weiß, mit welcher Kraftanstrengung der Redakteur manchmal die Regierung seines Temperaments bemeistern und niederzwingen muß. Denn um ein Tipfelchen könnte eine Nachricht irrtümlich sein, und er versiele der Behandlung eines armen Sünders. In gedämpften Tönen gab die Presse Aeußerungen aus der Bevölkerung wieder; sie enthielt sich zum Schluß beinahe jedes bitteren Raisonnements, das auch durch die Macht der Ereignisse nicht notwendig wurde.

Freilich, wenn man Sittenbegriffe einführen möchte, wie sie in den mannigfachen Reuschheits-Kommissionen vergangener Jahrhunderte herrlich sich offenbarten, dann kann man am Ende jede freiere Regung als Frechheit verdammen.

Es ist doch heute keine Frage mehr: Die Gerichtschronik der großstädtischen Presse giebt in großen, groben Zügen immer ein Bild dessen, was sich je zuweilen als sozialer Mißstand erwiesen hat. Sogar flüchtigere, kleinere Beurteilungen führen zu einer be-

sonderen Gerichtsruhr. Als in München das Auftreten des Sergeanten Zech im Bierhaus von Pschorr seinerzeit Aufsehen machte, häuften sich gewisse Ehrenbeleidigungsklagen, die aus Hänseleien, aus Vergleichen mit Zech und seinem Verfahren hervorgegangen waren. In Wien giebt es eine besondere Gerichtsruhr, die in Berlin beispielsweise unmöglich wäre. Es handelt sich um das verrostete Zahlkellnersystem. Die Kassirerin, oft die Frau oder eine Verwandte des Gastwirths, schreibt auf, d. h. sie macht für den Zahlkellner, den sie überwacht, die Rechnung — das einfach-praktische Zahlmarken-System ist noch nicht eingeführt. Dadurch kommt es zu Mißbilligkeiten, der Kellner glaubt sich oft übertroffen, er wird auch nicht selten übertroffen; und aus diesen unklaren Beziehungen entsteht der immer wiederkehrende Prozeß des Kellners wider den Wirth.

Wird in solche Einzelheiten hinein läßt sich in der Gerichtschronik verfolgen, wo irgend in einer Stadt sich eine Reform nöthig macht, sei es die Aufhebung irgend eines Schandriens, sei es die Befreiung irgend eines allgemein-öffentlichen und wirtschaftlichen Nothstandes.

So hat London, so Paris, so New-York seine besonderen Gerichtsruhren. Soll bei uns die häufige Wiederkehr der Gerichtsprozesse, die Wachtstaben-Abenteuer und Sittirungen behandeln, ein reiner Zufall oder eine nichtsnutzige Bosheit unserer Presse sein? Es wäre doch seltsam, daß jemandem einreden zu wollen. Wenn bei uns der Schutz der persönlichen Sicherheit so stark ist, wie die erzürnte Gyzellenz versichert, warum erzählt denn nur die preussische Großstadtpresse in ihrer arg beengten „Freiheit“ von so merkwürdigen Mißgriffen!? Ja, wenn anders wo einmal etwas Uebliches passiert, so ist selbst der Ton der Gerichtsverhandlung ein anderer, als bei uns; selbst die Sprache des öffentlichen Anklägers wird eine andere.

In Wien war dieser Tage ein Schuhmann Leopold Hagenbichl Held solcher Gerichtsverhandlung. Angeklagt war ein Wiener Bürgermädchen, das in Empörung über die Art, wie der Schuhmann bei der Sittirung ihres alten Vaters vorging, diesen Schuhmann thätlich angriff. Der Vater war angeheitert und ein wenig laut, der Schuhmann packte ihn an der Gurgel und wollte ihn so zum Revier bringen, so daß die Tochter über diese Behandlung ihres asthmatischen Vaters in hochgradige Aufregung gerieth.

Wer nun den Wiener Zeitungsbericht darüber las, dem mußte es auffallen, wie erstaunt die Gerichtsbehörde selber über ein Vorkommniß war, gegen das die Fälle Kiefer oder Fischer doch schwerer ins Gewicht fallen. Das Bürgermädchen wurde allerdings zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt, sie hatte nun einmal mit ihrem Regenschirm nach dem Schuhmann geschlagen, aber wie scharf wurde vom Richter ihre menschliche Erregung betont und wie offen wurde das Vorgehen des Schuhmanns Hagenbichl beurtheilt. Nirgends das Bemühen, aus mißverstandenen Autoritätsglauben die Autorität zu decken.

Es soll hier nicht etwa ein Schymannskorps mit dem andern verglichen werden, es soll nur an einem bestimmten Beispiel dargestellt werden, wie in zwei Städten gewisse Uebergriffe anders angesehen werden.

Sollte unsere Presse sensationslüsterner sein, als die Wiener Presse es ist? Ein oberflächlicher Kenner der Verhältnisse wird das bestreiten. Uebrigens widerspricht die oftmalige und eingehende Beschäftigung mit einem speziellen Gebiet dem Prinzip der Sensationspresse, die genau, wie unser Spezialitäten-Theater, raschen Wechsel der Bilder, immerwährenden Mäkel der Neugier verlangt. Das Sensationsbedürfniß verleitet die Presse gewiß nicht, politische Mißgriffe, die einen uniformen Zug tragen, in häufiger Wiederkehr zu behandeln. Nicht die Zeitung überträgt die Erregung ins Publikum; sie ist nur ihr Wiederhall. Daß sich das Publikum nicht so leicht beruhigt und ganz gewiß nicht auf Kommando des Ministers v. d. Rede oder in den Anschauungen des Regierungskommissars Lindig sich zufrieden geben wird, beweist nur, daß es wirklich kein leichtes Unbehagen empfindet. Immer wieder stößt die Zunge an den Zahn, der schmerzt, lautet ein italienisches Sprichwort.

Es war stets gut zu allen Dingen, sich fleißig anzusehen und heimische Erscheinungen mit fremden zu vergleichen. Die Uebel anderswo, wer wird sie leugnen wollen? Nur mit dem genügsamen: Bei uns ist alles am besten, nur unsere Presse ist am gemeinsten, kommt man nicht weit. Bei Straßenpöbeln, bei Studententravallen ist z. B. das Auftreten der italienischen Polizeimannschaft gewiß nicht rühmlich bekannt. Es wirkt offenbar noch die Ueberlieferung aus der Zeit der Sibirienwirtschaft und der Verschönerer-Anruhen im ungeeinten Italien nach. Dagegen kommen Mißgriffe solcher Art, wie in Berlin, ungleich seltener vor. Für all diese Erscheinungen muß es doch einen Grund geben; und nach der Wurzel des Uebels in so sachlich-rühmigen Formen nachspüren, daß nicht einmal im Zeichen unserer Pressefreiheit daraus Prozeßstoffe entstehen, das ist nun einmal öffentliche Pflicht, wenn's auch Herr v. d. Rede in seinem Behagen stört. —

Alpha.

## Kleines Feuilleton.

o- Winter im Parl. Durch die blattlosen Aeste der schwarzen Bäume zieht der helle Nebel eines sonnenlosen Wintertages. In beiden Seiten des Weges reckt sich das Gemirr der dunklen Stämme aus der erstarrten, schneeüberdeckten Erde, alles ist öde, mit grauem Schimmer umkleidet, leblos. Nur weit hinter,

am Ende des geraden Weges, der auf eine düstere StraÙe mit hohen Gebäuden mündet, zieht der ferne Trübel der rastlosen Stadt vorüber. Rauchiger Dunst lagert über den starren Mauern. Er scheint die Dächer mit seiner Schwere niederdrücken zu wollen. Unablässig wächst er und drängt gegen den Winterhimmel, an dem ein kleiner, bleicher Fleck die Sonne kündigt.

Rischt — rischt! fährt der Besen einer alten Frau regelmäßig über den Weg. Ihr verarbeitetes Gesicht, das von alten Luchern dicht umhüllt ist, blickt in einem Fort vor sich nieder auf den Strauchbesen, wie er hin und her fährt, während ihre FüÙe nach jedem Besenstrich ein wenig vorwärts rutschen. Der Schnee wirbelt zur Seite, und die bloÙgelegte graubraune Erde scheint zu erschauern vor der Kälte.

Ein einzelner Mann geht hastig an der Frau vorüber. Sie blickt einen Augenblick auf. Dann fährt ihr Besen gleichmäßig weiter. Gedämpfte Fußtritte und dumpfes Rollen lassen sie erst wieder innehalten in ihrer Arbeit. Eine Equipage kommt langsam angefahren. Die Pferde stoßen heftig ihren dampfenden Athem aus. Der Kutcher sitzt steif auf dem Bock, als wenn er gefühllos gegen die Kälte wäre. Hinter ihm sitzen eine alte Dame und mehrere Kinder in Pelze verummelt. Ihre Gesichter sind frisch und roth. Dicht neben der Equipage quält sich ein Schlosserlehrling in knapper, dünner Jacke mit einem schwer beladenen Handwagen. Der Schweiß läuft ihm über die erhitzten Backen.

Die Frau sieht schon wieder stumpf vor sich hin. Ihr Besen fährt regelmäßig über den Weg. Der Schnee wirbelt, eine Spatenleiche fällt dumpf auf die Erde. — Rischt — rischt —

### • Musik.

—er—. Konzerte. Mit einem sehr dilettantischen Wohlwollen kann man die junge amerikanische Sängerin Rose Ettinger als Phänomen preisen. Ihr gehaltloser Sopran erstreckt sich wohl bis an die äußersten Grenzen der dreigestrichenen Region, aber ohne Fülle, ohne Individualität, ohne Seele. Sie führt allerlei kleine Fiorituren mit automatenhafter Sicherheit aus, und mißglückt ihr manches, so verlagte eben der Mechanismus. Der mitwirkende sehr junge spanische Violinist Joán Manón besitzt schon heute die Tonfähigkeit, die zifirte Technik und die kollette Maniertheit seines landsmännlichen Lehrers Sarasate. Ein „spanisches Konzert“ eigener Arbeit brachte allerlei national-malerischen Klingklang und kleine Motive, welche weniger melodisch hervorragen, als durch ihre harmonische Verbogenheit interessanten Klingen. Jedenfalls will der Autor in Manón heute mehr sagen, als ihm seine Jugend erlaubt. — Die Violinvorträge der Frau Anna von Pilgrim boten wenig Garantie, daß bei deren Spiel mehr als ein sicheres Handgelenk beteiligt sei. Bach, Swendsen, Ries u. a., sie waren gewiß mit pflichtschuldigen Ernst herausgebracht, aber vom Geist der verschiedenen Musiker war nichts zu spüren; und wir wollen doch in der Kunst lieber solide geärgert, als mit physiognomischer Solidität gelangweilt werden. Der Bariton des mitwirkenden Herrn Fehler lebt nur noch von Erinnerungen an eine vielleicht „löstliche Zeit“. Seine Vortragsmonotonie verschärft noch den fast mitleidsbedürftigen Eindruck seiner Stimmbrüchigkeit. — Mit der Lebendigkeit eines reifen technischen Könnens interpretirte Fräulein von Unschuld die Liszt'sche „Ungarische Phantasie“, blieb jedoch Beethoven's G-dur-Konzert das schuldig, was den herrlichen Werth seines Inhalts ausmacht: Die Macht seiner poetischen Weihe. Da hatte ihr Feuer und ihre pianistische Zuversicht eine gewisse theatralische Gemachtheit, welche gerade diesem aus Heiterkeit und Grazie bestehenden Tonwerke ferne bleiben sollte. — Eine handwerksmäßige Mittel-mäßigkeit weit überragende Künstlerkraft offenbarte der Wiener Violoncellist Wilhelm Feral, der mit großem und schönem Ton einen von Gefühl und Bildung belebten Vortrag verbindet. Von der verschwommenen Empfindsamkeit und dem süßlichen Tonvibrando, welche bei Cellisten meist den dürftigen Ersatz einer aufrichtigen musikalischen Ueberzeugung bilden, machte er wohlthuend becheidensten Gebrauch und ließ so Kompositionen von Bach, Vocherini, Pögger u. s. w. auf der Basis eines wahren Talentes in geistiger, gemüthlicher und technischer Beziehung zu trefflicher Wirkung gelangen. — Die Pianistin Lina Multerer muß vor allem Studien in der künstlerischen Bescheidenheit machen, um ihrer physischen Kraft und ihrer oberflächlichen Technik nicht ein Programm angemessen zu halten, das Chopin's als der Polonaise, Liszt's „Don Juan Phantasie“ und Beethoven's „Appassionata“ enthält. Es giebt eine musikalische Logik und gesetzmäßige Rhythmi, für welche auch das Dokumentiren eines begeisterten Willens nicht entschädigen kann, und Fräulein Multerer gesteht sich nur allzu sehr in unmöglichen Phrasirungen und unverständlichen Tempo-Willkürlichkeiten. Der Einblick in die geheime Gedankenwerkstatt der genannten Tonbilder ist ihr heute verlag. Die mit ihr konzertirende Mezzosopranistin Asta Caspari ließ ein weiches, innig timbrirtes Organ hören, welches noch verlässlicher Schulung bedarf, um die intelligenten Vortrag-intentionen ohne Härte und dilettantische Gewaltsamkeiten zur Ausführung zu bringen. Die gleiche Nothwendigkeit, der Gesangstechnik leidenschaftlichen Fleiß zu widmen, bewiesen auch die Darbietungen des Fräulein Maria Speidel, deren Stimmittel und Ehrgeiz wohl nach der Bühne streben. Sie sang Schubert und Brahms wohl mit sorgfältigem Feinsinne, aber auch

mit dem Tremolando, welches sich gewöhnlich als verdächtiges Zugeständniß an den Theatertraum ergibt. In der Intimität eines kleinen Konzertsalles kann man sich nur sehr schwer mit einer flackernden Tongebung und mit Intonationschwankungen aus-söhnen. —

### Kunst.

— Auf die Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen wird in den Räumen der Akademie Unter den Linden eine „Schwarz-Weiß-Ausstellung des Verbandes deutscher Illustratoren“ folgen. Der Verband ist im vorigen Jahre gegründet und tritt zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit. In einer historischen Abtheilung soll der Entwicklungsgang der deutschen Illustration von Chodowiecki bis zur Gegenwart vorgeführt werden. Von den Illustratoren, die gegenwärtig schaffen, werden alle Bekannteren vertreten sein. —

### Kunstgewerbe.

—h. Im Schaufenster der Berliner Niederlage der säch-schen Porzellan-Manufaktur zu Meißen (Leipzigerstraße 39) sind gegenwärtig Versuche einer neuen Behandlung des Porzellans ausgestellt, die äußerst interessant sind. Die Meißener Anstalt bringt durch sie die seit mehr als einem Jahrzehnt gehenden Bemühungen, eine für moderne Ansprüche genügende Technik in der Porzellan-Bearbeitung zu erhalten, um ein gutes Stück weiter. Die Vervollkommnung der Farbe wurde in diesen Versuchen fast ausschließlich angestrebt. Es zeigt sich auch hierin, wie in der Keramik und Glasindustrie die Erregungenschaft der modernen Malerei, die Ausbildung eines feinen Farbengefühls, unmittelbar für das Kunstgewerbe nutzbar wird. Bisher konnte man eine reichere Farbe beim Porzellan nur durch Aufmalung über der Glasur erzielen. Wenn man auch zu dieser Art des Schmuckes alle vorhandenen Farben verwenden konnte, so blieb er doch immer nur eine äußerliche That. Die erste Bedingung eines gesunden Kunstgewerbes aber ist, daß die Schmuckformen in einer inneren Beziehung zu den Bedingungen des Materials und der Technik stehen. Erst jetzt wird man diesen Anforderungen gerecht. Die ausgestellten Stücke sind in Scharfseuerteknik bearbeitet. Die Farben sind nach dem ersten Brande aufgetragen; erst dann ist das Ganze mit der durchsichtigen Glasur überzogen und im Scharffeuer von 1600 Gr. C. gebrannt. Der Fortschritt besteht nun darin, daß man an stelle der einen blauen Farbe (Kobaltoxyd) und der Goldfarbe, die man früher allein verwenden konnte, weil alle anderen sich im Scharffeuer nicht hielten, mit Hilfe der Chemiker eine ganze Reihe von Farben, verschiedene Töne von grün, gelb und braunroth, verwenden gelernt hat. Ebenso ist man in der Massmalerei weiter gekommen. Bei dieser trägt man weiÙe und erst neuerdings auch farbige Porzellanmasse zu Hochreliefartiger Wirkung unter der Glasur auf. Diese beiden Mittel, Unterglasur- und Massmalerei hat man in Meißen mit außerordentlicher Meisterschaft behandeln gelernt. Es sind mit ihnen ganze, nur leicht stilisirte Landschaften auf Vasen und Teller gemalt, Wiesen, auf denen Jünglinge und Jungfrauen einen Reigen tanzen, einsame Haiden und ähnliche Motive; auf einer Vase ist ein Strauch mit Magnoliensblüthen dargestellt, zwischen denen ein Mädchen hervorsieht. Technisch sind es gewiß kleine Wunderwerke. Es scheint aber nicht, daß diese großen Mittel die rechte künstlerische Verwendung gefunden haben. Nehmen wir selbst an, daß es gelange, den etwas grauen Ton, den die Farben jetzt noch unter der Glasur haben, anzuhellen und eine lebendigere Wirkung zu erzielen, so würde immer eine groÙe Stilwidrigkeit bleiben. Zunächst schon läßt eine so geschmückte Vase ein ruhiges GemieÙen garnicht zu, weil sie von keiner Stelle aus ein geschlossenes Bild gewährt. Bei der Vase z. B., auf der Tanzende dargestellt sind, sieht man oft auf der einen Seite ein vorgeschwungenes Bein und auf der anderen einen zurückgestreckten Arm, zu denen die Körper fehlen, weil sie hinter der Krümmung liegen. Man fühlt sich fortwährend versucht, um die Vase herum zu wandern. Vor allen Dingen ist aber eine solche Dekoration prinzipiell verfehlt. Ein Ornament darf, seiner Bestimmung zufolge, nur dazu dienen, die Formen eines Gegenstandes hervorzuheben, zu steigern, sie reicher zu machen, nie aber, sie erheblich zu stören. Hier erhält man im besten Fall eine Landschaft, die in dem etwas sonderbaren Rahmen einer Vasenform abgeschlossen ist. Sie giebt die Illusion einer weiten Ferne, durch die die Vase eigentlich hinweg gezauert wird, während es doch gerade darauf ankäme, ihre Körperhaftigkeit, ihre schöne Krümmung herauszuarbeiten. Aus diesem Grunde scheinen auch die Versuche, die Vasen mit stilisirten Blumen zu schmücken, glücklicher; indessen sind diese nicht besonders gut durchgeführt und verrathen noch groÙe Unklarheit in dem Suchen nach eigenartigen, neuen Formen. Auch die Vasenformen selbst sind zwar kräftig und gut; indessen würde gerade in ihrer Durchbildung und mannigfaltigeren Ausgestaltung eine schöne Aufgabe der Meißener Porzellan-Manufaktur liegen. —

### Geschichtliches.

— Zu unserer Notiz über „Preussische Deportationen nach Sibirien“ schreibt uns ein Leser: Heinrich von Bülow, der bekannte Militärreform-Schriftsteller vom Anfang des Jahrhunderts, früherer preussischer Kavallerielieutenant und Bruder des

späteren Generals Willow von Dennewitz, wurde wegen seines Buches über den Krieg von 1805 auf Ersuchen des österreichischen und russischen Gesandten im August 1806 in Berlin verhaftet, nach der Katastrophe von Jena nach Colberg, von da nach Königsberg und schließlich nach Riga verbracht, woselbst er an Mißhandlungen, die ihm transportirende Schuss-Kosaken zugefügt, im Juli 1807 starb. Man nahm früher an, Preußen habe Willow einfach an Rußland ausgeliefert. Freiherr v. d. Goltz macht nun in seinem Buche: *Kosbach und Jena, 1883*, Seite 196, auf das Unwahrscheinliche dieser Annahme aufmerksam, vermuthet vielmehr, daß sich Willow, dem preußisch-russischen Vertrage gemäß, wenn auch nicht als „grober Verbrecher“, wozu man ihn kaum stempeln konnte, so doch als „incorrigibel“ auf ein preussisches Urtheil hin auf dem Wege nach Sibirien befunden habe. —

**Medizinisches.**

**k. Typhus und Buttermilch.** Bei einer Typhus-Epidemie, die im vorigen Jahr in Hamburg herrschte, wurde ein Theil der Erkrankungen auf den Genuß infizirter Buttermilch zurückgeführt. Im allgemeinen Krankenhaus zu Hamburg-Eppendorf ist man deshalb der Möglichkeit einer Uebertragung von Typhus durch Buttermilch experimentell näher getreten. Von vornherein erschien eine solche Uebertragung unwahrscheinlich, da man annehmen konnte, daß die in der Buttermilch zahlreich vorhandenen Säure bildenden Bakterien die Typhusbakterien bald überwuchern und zerstören würden. Die bakteriologischen Untersuchungen von Dr. Fränkel und Dr. Rißter in Hamburg haben der „Münch. Med. Woch.“ zufolge dies zwar bestätigt. Immerhin aber gelang es den Säure bildenden Bakterien in der Buttermilch, Typhusbakterien, die in die Buttermilch gebracht wurden, erst allmählig zu überwuchern, so daß die Zahl der Typhuskeime in den ersten Stunden langsam abnahm, und erst am dritten Tage keine Typhusbazillen mehr nachzuweisen waren. Da aber gewöhnlich kaum zwei Tage zwischen dem Hineingelangen von Typhuskeimen und dem Genuß der Buttermilch vergehen werden, die Buttermilch vielmehr meist eher verbraucht werden wird, so ist es wichtig bei Typhusepidemien, auch der Buttermilch als Infektionsquelle Aufmerksamkeit zu schenken und beim Genuß dieses Nahrungsmittels vorsichtig zu sein. —

**Aus dem Thierreiche.**

— **Vom Känguruh.** Vor der Bestimmung Australiens durch die Engländer wimmelte dieser jüngste Welttheil von ungezählten Millionen dieser eigenthümlichen Beuteltiere, von denen man gegen 30 verschiedene Arten zählt, von dem großen rothen Känguruh von Queensland, das in aufrechter Haltung seine 8 Fuß mißt, bis zu der nur etwa 8 Zoll hohen Känguruhkatze von Victoria. Das am meisten verbreitete eigentliche Känguruh mißt stehend gegen 6 Fuß. Heute kommen in den von Europäern besiedelten Theilen Australiens Kängurhs kaum noch vor, und bei weitem die meisten Australier haben das Thier höchstens wie die Europäer nur in den Zoologischen Gärten kennen gelernt. In der ersten Zeit der Besiedelung war das Känguruh bei den Kolonisten sehr beliebt, einerseits wegen seiner mit Harmlosigkeit und Friedfertigkeit verbundenen Possirlichkeit, andererseits weil es ein den Wohlgeschmack von Reh und Rebhuhn verëinigendes Fleisch lieferte. Mit der Ausbreitung der Schafzucht in Australien kam das Känguruh jedoch wegen seiner Gefräßigkeit in schlimmen Ruf und insolge dessen in Verfolgung. Ein Känguruh frist so viel Gras wie fünf Schafe. Daher verlegten sich die großen Heerdenbesitzer, die Squatters, auf die Ausrottung des Kängurhs, welche für ihre Weiden sich ebenso verderblich zeigten wie anderswo die Heuschrecken. Man errichtete ausgedehnte Einzäunungen, in welche man die Kängurhs hineintrieb, um sie theils zu erschießen, theils mit Knäppeln oder Eisenstangen zu erschlagen. Bei einem solchen Treiben wurden oft mehrere Tausende der Thiere getödtet. Später, als die Zahl der Kängurhs bereits sehr gemindert war, wurden dieselben ein beliebter Gegenstand der Jagdlust. Heute kommen sie fast nur noch in den Eindöden des Innern von Australien, und zwar auch da nur noch in kleinen Heerden, vor. Diesen aber ist nicht nur der Wohlgeschmack ihres Fleisches verderblich, sie werden jetzt auch ihres Felles wegen stark gejagt; Känguruh-Leder wird nämlich jetzt in der Buchbinderei und zu sonstigen feinen Lederarbeiten viel gebraucht, weshalb ein einigermaßen großes Känguruhfell mit 1 Pfund Sterling bezahlt wird. —

**Geologisches.**

— **Bemerkenswerthe Beobachtungen von Seebeben,** die von deutschen Schiffen in den verschiedensten Meeren betroffen wurden, werden soeben in den „Annalen der Hydrographie“ von der Seewarte veröffentlicht. Von den zwölf in den letzten 1/4 Jahren der Seewarte bekannt gewordenen Seebeben fallen sechs in das Jahr 1895, vier in 1896 und je eine in 1893 und 1897. Diese oft von verheerenden Wirkungen begleiteten Erschütterungen des Meeresgrundes treten offenbar viel häufiger auf als man gewöhnlich annimmt. Namentlich sind es die durch die Seebeben verursachten mächtigen hohen Fluthwellen, deren rasche Ausbreitung über die weitesten Meeresstreden an den Küsten dann

entsetzlichen Schaden anrichten. Eine solche oder besser drei Fluthwellen beobachtete das Schiff „Pionier“ am 23. Mai 1897 in der Gegend der Inseln St. Helena und Ascension, wo jene hohen Fluthen von Südwesten herangerollt kamen. Es ist dies wohl die erste auf hoher See beobachtete Fluthwelle. Die Erscheinungen der Seebeben an Bord der Schiffe zeigten eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung. Die Schiffe erlitten durchweg einen mehrere Sekunden anhaltenden Ruck, als wenn sie über eine Untiefe oder über einen harten Gegenstand hinwegliefen. Bei einem Seebeben am 29. Juli 1896 erlitt das deutsche Schiff „Palmyra“ im Atlantischen Ozean ein Zittern des ganzen Schiffes, während es bei einem zweiten, am folgenden Tage stattgefundenen Seebeben, noch von einer schüttelnden Bewegung ergriffen wurde. Ein anderes, am 1. November 1893 vom Schiffe „Caesarea“ beobachtetes Seebeben war von unterirdischem Donner begleitet. Eine zehn bis zwölf Sekunden anhaltende starke Erschütterung des ganzen Schiffes verursachte eine am 19. April 1895 in der Nähe der Kap Verdischen Inseln aufgetretene Seebeben dem deutschen Schiffe „Thalia“. Auffällig normal verhielt sich bei solchen Ereignissen sowohl der Meeresspiegel als auch der Luftdruck. Der letztere betrug durchschnittlich 762 Millimeter und schwankte bei den verschiedenen Seebeben nur um  $\pm 7$  Millimeter. Das Meer war auch bei den oben erwähnten Fluthwellen sonst ganz ruhig. —

**Humoristisches.**

— **Der Pantoffel-Schübe.** „... Geht Ihr Mann auf die Jagd, Frau Nachbarin?“ — „Doch — alle Sonntag! Nur hat er dieses Jahr keine theuere Jagd gepachtet, sondern er bleibt am Sonntag schön zu Haus! und haltet dort seine Jagd ab!... Wissen S', wir haben so ein liebes Häfel aufgezogen; das ist schon ganz zahm, frist seinen Kohl mit uns am Tisch und häpft im Zimmer herum — nur am Sonntag, da geht's dem armen Thier schlecht. Da holt sich mein Mann den Pudel vom Hausmeister, setzt sich auf ein Hockerl mitten ins Zimmer und paßt auf unser Häfel. — So kost' ihm die Jagd nichts, er kriegt keine nassen Füß', schießt keinen Treiber an und trinkt keinen Schnaps“... — „Aber, Frau Nachbarin, wenn er nun amal auf's Häfel schießel“...?“ — „Ja, schießen — schießen darfer net!“ —

— **Die Zeiten ändern sich.** Er (auf dem Heimweg vom Theater, zu seiner Frau): „Ist das aber eine elende Straßenbeleuchtung!... Nun, was hast Du denn, Elise — warum weinst Du?“ — Sie: „Mein Gott, ich denke eben daran, wie Du Dich noch vor einem halben Jahre auf demselben Wege über jede Laterne geärgert hast!“ — („Flieg. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— **Durch eine unrichtige Handhabung der Roakshheizung** wurde in der Kirche zu Breitenhagen (Sachsen) eine ganze Gemeinde während des Gottesdienstes betäubt; nur der Geistliche konnte das Freie erreichen und noch rechtzeitig Hilfe herbeiholen. —

— **In Hamburg** ist in der Nacht zum Sonnabend Herwig's Spritfabrik zum theil niedergebrannt. Der Betrieb ist nicht ganz gestört. Vermuthlich durch Flugfeuer geriethen gegen Morgen auch die Farbenfabrik von Brückmann und die chemische Fabrik von Bieber in Brand. —

— **Einem Saalbesitzer in Sorka** wurde eine Verfügung des Kreisaußschusses mitgetheilt, daß ihm die Abhaltung öffentlicher Tanzlustbarkeiten bis auf weiteres nicht mehr erlaubt werde, weil — wiederholt Baumfrevel vorgekommen seien. —

— **In Paulsdorf (Schlesien)** wurde am Donnerstag ein Arbeiter von seiner Frau mit einer Kohlenstippe erschlagen. —

— **Bei dem herrschenden niedrigen Zinsfuß** ist es für Großkapitalisten eine sehr günstige Kapitalanlage, Weinberge zu kaufen. Insbesondere hat Freiherr von Stumm manch vortheilhaften Weingutskauf im Rheingau gemacht. Jetzt soll ein Theil der berühmtesten Berglagen in der Rautenthaler Gemarkung für 1 1/2 Mill. an den Fürsten Fürstenberg übergehen. —

— **In Eggenfelden (Bayern)** verwundete ein Zimmerpolier in betrübtenem Zustande seine Frau nach einem Streit mit dem Messer so schwer, daß sie bald darauf starb. —

— **Ein deutscher Sportsman** hat im Ausland einen würdigen Sieg errungen: die Meisterschaft von Monte Carlo im Taubenschießen! Er hatte bei 20 Tauben 25 Treffer und erhielt dafür 18 080 Francs und eine goldene Medaille. —

— **In das Komptoir des Berestowski-Bergwerks** (Rußland) brachen nachts bewaffnete Räuber ein, wurden aber von den Wächtern und Hausbewohnern zurückgetrieben. Der Direktor des Bergwerks wurde bei dem Kampfe erschossen. —

— **In Palästina** ist es schon den ganzen Winter hindurch außerordentlich kalt. Mitte November gab es Eis, Ende Dezember Schnee. —